

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Text]

[urn:nbn:de:bsz:31-339831](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339831)

und Breite verzogenes Gesicht erblickend, ruft erschrocken: „Herr Ze, 's ischt bigott wahr. I hab' schon e Kopf, wie en Doppel-Sester!“

„Mit Euch, Sepple, sieh's g'fährlich, Ihr habt den hitzigen Rothlauf. Bindet Euch schnell den Kopf gut zu und laßt Euch heimsfahren



Bleibt acht Tage schön im Bett und schwiget was Ihr könnt, sonst seid Ihr verloren!“

Der Sepple, vom Posthalter menschenfreundlichst mit wollenen Tüchern versehen, wickelte seinen Kopf ein, daß kaum die Nase hervorschaute und ließ sich vom Knechte heimsfahren. Als das Fuhrwerk mit dem wohlverpackten Sepple an dessen Hof anlangte und die Bäuerin ihren geliebten Sepple in dieser Verfassung auf dem Wagen sah, schlug sie die Hände über dem Kopfe zusammen und schrie: „Herrje, was ischt passiert?“

„Umrei!“ stöhnte der schwer Kranke aus seiner Umhüllung hervor, „richt' mir nur's Bett

und e helße Kramillentheee, ich han der hitzig
Nothlauf!"

Inß Bett verbracht, lag der Sepple, ohne
seinen Kopfverband zu lösten, acht volle Tage
im Schweisse gebadet. Als Sepple nach vier-
zehn Tagen wieder auf den Markt in das Städtchen
fuhr, war sein Erstes, in vollem Dankgeföhle
den Posthalter zu besuchen, dem er noch eine
schöne Speckseite für den wirksamen ärztlichen
Rath mitbrachte.

"Ja, Herr Posthalter, wenn Ihr mir nit so
guet gerathen hättet, wär ich nimmer am Le-
ben. Jezt, Gottlob' bin ich wieder ganz g'und
und hab' en unmensliche Appetit auf die Krank-
heit kriegt."

Landwirthschaftliches.

Von einem verständigen Landwirth werden
die Wiesen fleißig kultivirt,
Dieweil sich dies Geschäft in unsern
Tagen wohl am besten noch rentiert.

Von allen Grasverfeigerungen giengen die
Käufer in den letzten Jahren kopfhängend nach
Hause, sprechend, die Preise für's Futter sind
doch übertrieben hoch; man sollte lieber das
Vieh veräußern, als Futter kaufen; es stehen
ja die Frucht- und Viehpreise in gar keinem
Verhältnisse mehr zu den Futterpreisen.

Es mögen diese Bemerkungen theilweise ihre
Richtigkeit haben, aber Verminderung des Vieh-
standes bringt dem Hauswesen oftmals große
Nachtheile, die wir hier nicht näher auseinan-
dersetzen wollen. — Aber ein anderes Mittel
wollen wir aussuchen und freuen wird es den
Wanderer, wenn er auf seinem diesjährigen
Marsche die Wahrnehmung macht, daß seine
Vorschläge auch Beachtung finden. — Hat ein
Ort wenig Wieswachs, so kann man fast mit
Bestimmtheit annehmen, es sei ein armer Ort.
In diesem Sage liegt die Wichtigkeit der Wiese
für den Oekonom.

Je spärlicher und schlechter der Wieswachs,
desto geringer der Viehstand, dessen Nutzen durch
die Milch, den Dung &c. und desto
kleiner die Summen beim Verkauf des Viehes.

Der verständige Landwirth richtet daher sein
Hauptaugenmerk auf das Fundament des Wohl-
standes — die Wiesenkultur.

Manchem Orte fehlt es zwar nicht an der
hinlänglichen Morgenanzahl, wohl aber an der
Art und Weise ihrer Bewirthschaftung.

Wenn der Schachtelhalm (Kazenschwanz),
das Wollgras, Binse, Schilf &c. auf einer
Wiese vorkommen, so ist's ein schlimmes Zeichen.
Man sagt zwar: Es gibt Rosshen. Die Pferde
fressen aber besseres Heu auch lieber, als schlech-
tes. Eine solche Wiese gehört verbessert. Daß
dies aber möglich und sogar rentabel ist, hat
in unsern Tagen schon mancher tüchtige Land-
wirth bewiesen. —

Und wo fehlt's einer solchen Wiese? Antw.
Sie liegt zu naß, ist durch die Länge der Jahre
versumpft und ist mit einem wasserfüchtigen
Kranken zu vergleichen. — Gebe diesem alles
Gute zu essen und zu trinken, kurire ihn aber
nicht von seiner Krankheit, es wird nichts an-
schlagen. Damit sei blos gesagt: das Düngen
einer solchen Wiese wird seine Wirkung ver-
fehlen, wenn die Krankheit nicht vorerst geho-
ben ist. Dies kann aber nur durchs Entwäs-
fern geschehen. — Wiesen werden entwässert,
indem man

- 1) offene Gräben zieht,
- 2) Stein-, Reiß- oder andere Dohlen anlegt.
Eine neuere Art ist
- 3) Das Drainiren. —

Offene Gräben müssen wenigstens alle zwei
Jahre frisch abgestochen und gereinigt werden;
sie werden jedoch selten so tief gemacht, daß sie
hinreichend wirksam wären. Wo der Graben
ist, wächst kein Futter. Stein-, Reiß- und an-
dere Dohlen sind oft längere, oft auch nur kür-
zere Zeit wirksam. Eine einzige Maus stoßt
etwas Grund hinein und verstopft ist die Dohle.
Ein Ausbessern ist gewöhnlich sehr mühsam und
oft sogar ebenso zeitraubend wie die Anlage
einer neuen Dohle. Da die Arbeitslöhne eine
ziemliche Höhe erreicht haben, die Steindohlen-
anlagen aber größtentheils in der Auslage für
Arbeitslöhne bestehen, so ist es sehr rathsam
eine Entwässerungsart anzuwenden, die weniger
Arbeitslöhne erfordert, viel wirksamer und dauer-
hafter ist, und falls eine Stöckung im Wasser-
abzug statthaben sollte, die Wiederherstellung
leichter zu bewerkstelligen ist. Dies ist das
Drainiren. —

Beim Drainiren ist folgendes zu merken;
die anzulegenden Gräben sollen wo möglich alle

gleichlaufend sein. Mit der Grabenöffnung be-
ginnt man unten und mit dem Röhrenlegen
oben. Die oberste Röhre wird mit Letten ver-
stopft. Je mehr Fall das Wasser hat, desto
besser. Der Fall sei jedoch ein gleichmäßiger.
Eine Steigung komme nie vor. Je tiefer man
die Röhren legen kann, desto wirksamer sind sie.
Der Lettboden ist zum Drainiren am geeignet-
sten und die Anlage am dauerhaftesten. Schlem-
sand, das zuweilen vorkommt, ist der größte
Feind der Drainanlagen. Werden Röhren durch
Schlamsand verstopft, so kann mit einem Eisen-
draht ganz leicht und ohne Umstände geholfen
werden. Die Fruchtbarkeit eines Bodens hängt
besonders von der Wärme ab. Versumpfte
Böden sind aber jederzeit kalte unfruchtbare
Böden. Durchs Drainiren erhalten wir aber
trockene, warme, also fruchtbare Böden.

Ist eine Wiese entwässert, somit von ihrem
krankhaften Zustande befreit, so muß man ihr
mit Dünger zu Hilfe kommen, damit sich bes-
sere Gräser entwickeln, welche sodann nach und
nach die schlechtern verdrängen.

Auf Wiesen passen aber alle Düngstoffe, sie
mögen bereits einen Namen haben, wie sie wol-
len, z. B. Asche von Holz, Torf, Steinkoh-
len; ferner Kechricht, Gassenkoth, Kompost, Staub,
Heublumen, Spreu (auf nasse Stellen), Kalk,
Knochenmehl, Guano, Jauche, Stallmist &c.

Mancher sagt zwar: ich kann die Wiesen
nicht düngen, hat aber keinen Aschenbehälter,
keinen Kompost im Hofe, einen mangelhaften
Jauchehälter, eine verkehrte angelegte Dün-
grube, hebt Staub, Heublumen, Spreu nicht
auf, weiß nicht, wie Kechricht und Gassenkoth &c.
einen ganz andern Graswuchs geben, indem sie
das Moos wegrassiren.

Gips ist auf Wiesen nicht anzuzufempfehlen.
Auf schon gute Wiesen; die öfters gedüngt
werden, kann abwechslungsweise unter Asche
etwas Gips genommen werden; es fördert den
Kleewuchs. —

Buflige Wiesen, die zum Theil trocken liegen
und gewöhnlich magere Ernten abwerfen, sollen
umgeackert, eine Zeitlang gebaut und gedüngt
werden. Durchs Umacern kann wieder Luft,
Licht, Wärme und Kälte auf den Boden ein-
wirken, manche Bodentheile verwittern, wodurch
der Boden seine Nahrungstoffe vermehrt. Durchs
Ackern und Eggen wird das Grundstück nach

und nach ebener und liefert nicht bloß als Acker
ein viel höheres Erträgniß, sondern gibt nach
Jahren mit Grassaamen bepflanzt, erst eine
treffliche Wiese.

Wer sein Futter nicht durchs Verbessern der
Wiesen vermehren kann, pflanze Sparsette. Ein
Oekonom, der für sein Vieh das Futter kaufen
muß, wird schlechte Geschäfte machen.

Das Wässern der Wiesen.

Überall, wo man eine Wässerung auf Wie-
sen einrichten kann, sollte man's ja nicht ver-
säumen. Heu von Wässerwiesen hat zwar weni-
ger Kraft, als von Nichtwässerwiesen. Es lie-
fert aber eine Wässerwiese ohne Dünger sehr
viel Futter, wodurch der Bauer in dem
Stand gesetzt wird, die Nichtwässerwiesen eher
düngen zu können.

Die sogenannte Rieselwässerung ist an den
meisten Orten eingeführt. Durch diese wird das
Wasser in dünnen Schichten über die Wiese
geleitet.

Folgendes ist beim Wässern besonders zu be-
merken: Je wärmer das Wasser oder auch die
Luft ist, desto schneller verdunstet das Wasser
und desto mehr düngende Theile setzen sich auf
den Boden.

Trübes Wasser eignet sich besser zur Bewässerung
als helles, wiewohl auch letzteres chemisch
aufgelöste Düngstoffe enthält und absetzt.

Die Gräben sollen fleißig geöffnet werden,
damit nicht die Düngstoffe beim langsamen
Fortbewegen des Wassers sich statt auf die Wiese,
in die Gräben absetzen. Das Wasser soll sich
nie an einzelnen Stellen anhäufen, während es
andere Stellen nie erreicht.

In den Monaten Nov. und Dezbr. und über-
haupt bei Thauwetter kann gewässert werden.
Bei großer Kälte soll man nie wässern. Ist
das Wasser 24 — 48 Stunden über die Wiese
gelaufen, so lasse man letztere wieder abtrocknen.
Wochen und Monate lang das Wasser über
die Wiese laufen lassen, schadet mehr, als es
nützt. Das Wässern den Sommer über hat
nebst der Düngung auch noch den Zweck der
Bodenbefeuchtung. —

Im März und April soll man nicht wässern,
weil sich da die frischen Wurzelanschläge bilden
und oftmals in Folge des Wässerns zurück-
bleiben. —

Ehen will
ang gehört
föher lasse
is, so grü
den Caro ver
Thomas zu
den Jahren te
realistischen
Jahrs über
Der Dumm
sag auch gel
gemache —
Wanderer,
und die vorig
sch behamm



förden, sel
in Thomas
früher oder
Thomas
ie, wie sie
ie als Fut
Gras und
Kälte, so
Kogt.
zusammen;
Thomas
18 Gr. Gen
doch mehr
ständens He
man hin über
Same viel
wie ab. Man
bilder heur
er mehr
Deni.

Die Heuernte.

Schon vielfach hat der Wanderer die Aeußerung gehört, daß man das Heugras zu lange stehen lasse. Dieweil er aber kein Landwirth ist, so griff er nach Hut, Stock und Ränzle, den Karo voran, und marschirte seinem Freunde Thomas zu, den du, lieber Leser, schon seit einigen Jahren kennst. Er hat dir schon manchen praktischen Wink gegeben. So z. B. vorigen Jahrs über die Jauche und ihren Werth. — Der Dummbauer von Hausen habe jenen Aufsatz auch gelesen und seine Gedanken darüber gemacht. — Doch, wer schildert die Freude des Wanderers, als er bei Thomas angekommen und die vorigjährige Gesellschaft wieder so traulich beisammen sitzend fand. Statt bloß zu



hören, stellte der Wanderer diesmal die Frage an Thomas: Ist es besser, wenn man etwas früher oder erst später mit der Heuernte beginnt?

Thomas. Wenn eine Futterpflanze, heiße sie, wie sie wolle, in der Blüthe steht, so hat sie als Futter den größten Werth. Stehen also Gras und Kräuter auf einer Wiese in voller Blüthe, so ist's Zeit zur Heuernte.

Nazi. Ja aber da fällt das Heu zu arg zusammen; es gibt weniger aus.

Thomas. Wenn man auch statt 20 nur 18 Ctr. Heu bekommt, so haben diese 18 Ctr. doch mehr Nahrungstoff, als 20 Ctr. überstandenes Heu. Man läßt ja den Klee, wenn man ihn dörren will, auch nicht stehen, bis der Same reif ist, sondern haut ihn in der Blüthezeit ab. Auch bekommt der, welcher 8—10 Tage bald er heuet, auf der Wiese wieder einige Centner mehr Dehnd.

Beni. Ja aber das Versämen kann nicht

vor sich gehen, wenn man das Gras nicht reif werden läßt.

Thomas. Ganz recht, daß ihr auch noch mit dieser Einwendung kommt. Diese kann am allerwenigsten Stich halten und ist vollständig unmaßgebend. —

Doni. Ich hätte geglaubt der Beni habe noch die trefflichste Einwendung gefunden und den Nagel auf den Kopf getroffen. —

Thomas. Ja nicht übel. Wir wollen gleich hören. Die Gräser auf der Wiese gehören in die gleiche Pflanzenfamilie, wie Haber, Gerste, Roggen, Korn ic. Von der Blüthezeit bis zur Ernte wißt ihr aber aus Erfahrung, daß mindestens 4—6 Wochen vergehen. Wollt ihr nun vollständig reifen Graßsamen, so müßt ihr warten, bis jedes Grashälmlchen so weiß wie Stroh wäre, was so 8—10 Tage vor Jacobi eintritt. Wartet man aber, wie's Regel ist, so 10—14 Tage nach der Blüthezeit, so hat die Samenbildung allerdings angefangen, aber ist noch nicht so weit vorangeschritten, daß der Same schon keimfähig wäre. Und wäre er's auch, so würde er den Graswuchs nicht vermehren, sondern eher vermindern; denn durch die Samenbildung wird der Wiese mehr Kraft entzogen, als durch den Graswuchs bis zur Blüthezeit. Wird das Gras zeitlich gemäht, so stockt sich der Graswuchs durch neue Wurzelanschläge. Läßt man den Samen reif werden, so wird die Wiese nutzlos erschöpft und es bleiben manche Wurzelanschläge zurück. Von neuen Ausschlägen kann gar keine Rede sein.

Wanderer. Ich habe also meine Ansicht bestätigt gefunden, daß nämlich das frühe Heuen vortheilhafter ist. Es gibt

1. besseres Futter.
 2. Das Weniger bringt der zweite Schnitt und die Güte des Futters ein. Das Gras hört ja nicht auf zu wachsen.
 3. Wird der Wiese weniger Nahrung entzogen.
- Nazi, Doni, Beni, Postsepple ic. Wir sehen nun die Vortheile vom Frühheuen vollständig ein. Wenn Thomas künftig um Mäder schaut, so wollen wir unsere Sense auch richten.

Schnelle Ausrede.

So ein Kalenderschreiber ist ein gefährlicher Mann und es ist nicht immer gut Kirichen mit

ihm essen. Er reist häufig incognito, setzt sich irgendwo beim Schoppen in einen Winkel, hört den Leuten zu, wenn ihnen das Herz aufgeht und — ehe sich's einer versteht, kommt so eine Historie in den Kalender, man weiß selbst nicht wie. — Wenn der saubere Bettler in Dingskirchen nachstehende Geschichte liest, wird er auch sagen: „Der Kufuf, wie hat das der Wanderer erfahren können:“

Also die Frau Lehrerin zu St. hielt viel auf alte Bräuche, und diemell sie viel Söhne, auch einen Knecht und eine Magd hatte, so kaufte sie ihren Lederbedarf selbst ein, und alle Vierteljahr kam der Schuster ins Haus und jetzt wurde Groß und Klein frisch befohl und bestickt oder auch mit nagelneuen Schuhen versehen, je nachdem es Noth war. Und sie kam dabei profitabler weg, als wenn sie alles dem Schuhmacher hätte schicken müssen. — Wie nun eines Tages der Meister Franz beim Zuschneiden war, die Kinder in der Schule, der Knecht auf dem Felde, die Magd im Stall, der Herr Lehrer in der Studirstube und die Frau Lehrerin nach den Hühnern sah, kam dem Schuster so der Gedanke, ein Paar Sohlen, die man dem Gerber nicht bezahlen müßte, wären auch profitabel. Kurz — als er eben dem Herrn Lehrer zu einem Paar Sohlen herausgeschnitten hatte, dachte er, es gehe justement in Einem hin — und schnitt auch ein Paar für sich heraus. Um dieselben unbeschrien heimzubringen, zog er schnell seine Weste aus und nähte die Sohlen mit ein Paar Stichen ans Futter.

Als er eben mit Nähen fertig war, hörte er die Fußstritte der Frau Lehrerin im Hausgang. Schnell zieht er die Weste an, merkt aber in der gerechten Angst und in der Eile nicht, daß er sie verkehrt anzieht. Hätte er es auch gemerkt, so war doch jetzt keine Zeit mehr die Sache gut zu machen; die Frau Lehrerin ist schon in der Stube. Meister Franz sitzt mit dem Rücken gegen die Thüre. „Ei, ei, Meister Franz, warum habt Ihr Euch die Sohlen auf den Buckel genäht?“ ruft sie verwundert.

Erschrocken bemerkt der Schuster den Irrthum. Er fasst sich aber schnell und rief: Hören Sie, sehen Sie, wissen Sie, Frau Lehrerin, hier trocken eben das Leder am besten.“

Mancher hätte in gleicher Lage nicht so schnell eine Ausrede gefunden. Die Frau Lehrerin

muß dieselbe auch nicht so ganz stichhaltig gefunden haben, denn sie meinte, er solle sich in's künftige mit dem Ledertrocknen nicht soviel Mühe geben.

Und wenn es künftig ans Zuschneiden ging, ließ sie die Hühner Hühner sein und sah dem Schuhmacher hübsch auf die Finger.

Funzig Gründe für das Trinken.

Manche trinken, weil der Hunger, Manche, weil der Durst sie plagt. Manche trinken zur Gesundheit, Weil es Doktor B. — gesagt. Mancher trinkt vor großer Hitze, Mancher, weil es gar zu kalt. Mancher Junge trinkt zur Stärkung, Mancher Greis, weil er so alt.

Mancher trinkt, sich wach zu halten, Mancher kurz vor Schlafenszeit Sein Gewissen zu betäuben, Mancher nur aus Traurigkeit; Mancher will sich Kummern träumen, Mancher, weil die Miete fehlt, Mancher, weil die Kinder schreien, Mancher, weil die Frau ihn quält.

Mancher trinkt, weil er gewonnen, Mancher, weil er Geld verzehrt. Mancher trinkt aus lauter Jubel, Mancher, geht's ihm mal nicht recht. Mancher trinkt der Arbeit wegen, Mancher gar beim Kartenspiel. Mancher trinkt nach Feierabend, Mancher schon des Tags zu viel.

Manche trinken zur Gesellschaft, Manche lieben den stillen Soff, Finden schon zur Unterhaltung In dem Glase reichen Stoff. Mancher trinkt aus langer Weile. Mancher, weil der Kohl so fett, Mancher, weil der Wirth so lustig Und die Schenkmafsell so nett.

Manche trinken vor dem Handel, Manche, wenn der Kauf gethan. Mancher trinkt sich bloß Courage, Daß er besser sprechen kann. Mancher trinkt nur, zu verhöhnen Unfern Mäßigkeitsverein, Aber fällt zum eignen Schimpfe Taumelnd in den Koth hinein.

Mancher trinkt weil sein Geburtstag, Mancher, weil ein guter Christ, Ohne Sau'rkohl, Brauwurst, Brannntwein Er nicht weiß was Fastnacht ist. Mancher trinkt, weil er muß wandern, Mancher, weil er hier noch bleibt; Mancher schon des Regens wegen, Mancher, weil es fürchtbar stäubt.

Mancher trinkt bei Feu'rgefahren, Mancher, weil das Wasser hoch, Manche trinken vor der

Hochzeit, Mancher leider nachher noch. Mancher, weil er um sein Mädchen lange sich umsonst bewarb, Mancher, weil ein Kind geboren, Mancher, weil die Frau ihm starb.

Manche trinken, weil's nichts kostet, Mancher, weil die Uhr versetzt, Mancher, weil die Birthe borgen, Mancher, weil sein Rock zerlegt. Mancher trinkt schon vor der Loosung, Mancher erst, wenn sie vorbei; Aber dann, am Hut die Nummer, Meint er, steht ihm Alles frei.

Alle trinken, weil sie müssen.

Doch hier trifft das Sprüchwort ein:

„Gern getauzt ist leicht gesidelt.“

Wög' es fetner je bereu'n.

Alexander v. Humboldt.



Alexander v. Humboldt, der Mann friedlicher Wissenschaften, geb. 14. Sept. 1769 zu Berlin, hat sein ruhmreiches Leben mitten unter dem wilden Kriegslärm beschlossen, der durch ganz Europa schallt. Er starb am 6. Mai 1859 in einem Alter von beinahe 90 Jahren, nach einem so ruhmreichen Leben, wie es kaum jemals einem andern Sterblichen zu Theil geworden. Mit Recht hat man ihn als den größten Stolz der Zeitgenossen bezeichnet, als die Krone des Jahrhunderts. Aber man kann noch mehr

von ihm sagen: er war einer der größten und gewaltigsten Geister, welche die Welt jemals gesehen. Deshalb hat auch die Trauerkunde, welche am 6. Mai von Berlin ausging, selbst inmitten des Waffengeklirres einen so tiefen und schmerzlichen Eindruck gemacht, der seinen Wiederhall auch in der Neuen Welt finden wird. Auch diese ist auf unsern Humboldt stolz, denn er hat ja den Bewohnern derselben einen so großen Theil ihres Landes erst recht eigentlich entdeckt, hat so manches in Amerika und über dasselbe kennen gelehrt, wovon sie selber noch keine Ahnung gehabt, und er bewahrte der westlichen Erdhälfte ein lebendiges Interesse, bis sein Auge sich schloß. Durch seine Arbeiten über den Welttheil, welchen Columbus für Europa und die Welt aufgefunden, begründete Humboldt zuerst seinen Ruhm, aber sein Geist war so weit und umfassend, daß er sich an der Behandlung einzelner Theile unseres Planeten nicht genügen ließ, sondern unablässig bestrebt war, ihn in seiner Gesamtheit und dann auch in seiner Stellung zum Weltganzen zu begreifen. Vom Einzelnen und scheinbar Kleinen ausgehend, umfaßte sein Geist immer größere Kreise, und es ist ihm gelungen, das All, die gesammte Natur, in einer physischen Weltbeschreibung zusammen zu fassen. Er schrieb den Kosmos, und nachdem er dieses unvergleichliche Werk vollendet, war sein gewaltiges Tagewerk auf Erden abgethan. Es ist Mühe und Arbeit gewesen, es ist in rastloser Thätigkeit verfloßen, und kein anderer Jünger der Wissenschaft hat rüstiger und mit mehr Liebe unverdrossener gearbeitet, als er. Die Arbeit war ihm Pflicht, Genuß, Lebensfreude und Erholung; sie war ihm das Mittel zum Begreifen und Erkennen.

Man hat den schlichten und anspruchslosen Gelehrten begraben, wie man einen großen König bestattet, der sich Verdienste um sein Volk erworben; und aufrichtiger als um Humboldt ist wohl niemals getrauert worden. Aber man wußte, daß man die irdische und vergängliche Hülle eines Unsterblichen der Mutter Erde übergab.

Es ist schwer, von Humboldt anders zu sprechen, als im Ton einer Lobrede. Wenn man gleichviel welches von seinen Werken aufschlägt und zu lesen oder zu studiren beginnt, dann wird man jedesmal von einer Art Staunen

durchbebt. Ueberall trifft man auf Spuren eines hohen und umfassenden Geistes, einer milden und wohlwollenden Gesinnung, einer unvergleichlichen Klarheit des Gedankenganges und einer tiefen und gründlichen Gelehrsamkeit. Dazu kommt die volle Beherrschung des immer lichtvoll und übersichtlich vertheilten Stoffes, mit welchem Humboldt spielend umzugehen scheint, mag derselbe auch noch so weitschichtig sein und ganz verschiedenen Gebieten des Wissens angehören. Denn er war überall zu Hause und überall Gebieter, und Alles erfasste er gründlich.

Humboldt war durch und durch human und fast allzu gütig; aber diesen Fehler wird man dem herrlichen Manne gern verzeihen.

Die Freundschaft.

1. Besser: in der Tasche kein Geld, als ohne Freund in der Welt. — 2. Ein Freund liebt treuer, denn ein Bruder. — 3. Freunde in der Noth, Freunde in dem Tod, Freunde hinterm Rücken, das sind drei starke Brücken. — 4. Bewährter Freund, versuchtes Schwert, sind in Nothen Goldes werth. — 5. Guter Freund: Guter Fund. — 6. Alt Freund, alt Wein, alt Geld führen den Preis in der Welt. — 7. Guter Nachbar an der Wand, besser als ein Bruder über Land. — 8. Besser ein sauersehender Freund, als ein süßlächelnder Feind. — 9. Freundschaftslüge: Liebesschläge. — 10. Freundschaft für den Reichen eine Gnade, Freundschaft für den Armen eine Rente, Freundschaft für den Vertriebenen ein Vaterland, Freundschaft für den Kranken Hoffmannsche Tropfen.

Freundschaft ist, wie aus vorstehenden Zeugnissen unschwer zu merken, etwas gar Kostbares. Es verlohnt sich der Mühe um einen treuen Freund, der mit uns lacht und mit uns weint; der uns beständig bleibt getreu, wie falsch die arge Welt auch sei. Du sprichst: Wer doch einen solchen hätte! Sag lieber: Wenn ich doch ein solcher wäre! Denn ohne selbst solcher zu sein, wirst du nimmermehr solche haben. Das Symbol der Freundschaft sind, wie du weißt, zwei in einander verschlungene Hände, d. h. es gilt bei der Freundschaft Herz um Herz. Liebe erwirbt Liebe; Vertrauen erweckt Vertrauen. Darum vor allem: Trau! Denn die Freundschaft

ist ein zartes Vögelein. Wo der Hauch des Mißtrauens es verschreckt, da gewöhnt sich's weg und so leicht nicht wieder hin. Wo aber Vertrauen waltet, da fliegt Freundschaft hinüber und Freundschaft herüber und trägt in ihrem Schnäbelein den Delszweig und unter ihren Flügeln Blumen und Balsam, Heil und Hülfe, je nachdem es Noth thut.

Der Wanderer will daher nachfolgendes Freundschaftsstück seinen lieben Lesern nicht verschweigen. Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst von Brandenburg, ein Vater seines Volkes, empfing in der denkwürdigen Schlacht bei Fehrbellin am 18. Juni 1675 den größten Freundschaftsbeweis, welcher überhaupt denkbar ist. Der Kurfürst ritt in jener Schlacht ein weißes Pferd, und da die Farbe der Pferde vor andern in die Augen fiel, so konnten die Schweden ihr Geschütz vorzüglich nach dem Orte hin richten, wo sich der Kurfürst befand. Dies merkte der edle Stallmeister Emanuel Froben und sein Entschluß war augenblicklich gefaßt. Er beschloß, für seinen Fürsten das Leben zu wagen. Unter dem Vorwande, daß das Pferd des Kurfürsten schattenscheu sei, that er ihm den Vorschlag, mit dem Pferde zu tauschen. Der Kurfürst, der jetzt auf nichts als den Sieg über die Feinde dachte, war sogleich bereit, den Vorschlag seines Stallmeisters anzunehmen. Kaum hatte aber dieser das Pferd bestiegen, als er auch von mehreren feindlichen Kugeln getroffen herabsank.

Und solcher Leute, wie der Emanuel Froben einer war, hatte der große Kurfürst ganze Haufen. Als er 1638 am Rhein sein Thun hatte und mit Holland wider Frankreich zu Felde lag; brachen die Schweden in sein Kurfürstenthum ein und wütheten wie die wilden Säue. Da scharten sich die märkischen Bauern, die ihren Kurfürsten wie einen Vater liebten, aus freien Stücken zusammen, um mit ihren Dreschflegeln, Heugabeln, Harken und Knüppeln dem Schweden das Handwerk zu legen. Ihre Fahnen trugen die schöne Inschrift:

„Wir sind Bauern von geringem Gut
Und dienen unserm Kurfürsten mit Leib und Blut!“

Nun ist's wohl wahr, daß diese Bauernfähnen gegen die schwedischen Wütherische, welche in ganzen, großen Rudeln angezogen kamen, nichts ausrichten konnten; aber der große Kurfürst hat doch an diesem seinem edlen Land-

sturm, der sich für ihn, wenns sein müßte, hat todtschlagen lassen wollen, die herzlichste Freude gehabt.

Gute Nachbarn.

Vor noch nicht grauen Jahren lebten in einer Landstadt zwei Männer als gute Freunde, gestreue Nachbarn und desgleichen. Alle Abende, die Gott der Herr werden ließ, kamen sie am Markte im Hause des Zinngießers regelmäßig zusammen. Zwei thönerne Pfeifen lagen schon neben dem Tabackskasten parat, wenn der ankommende Freund eintrat. Und rauchten dann beide unter traulichen Gesprächen gemüthlich ihr Abendpfeifen. Wenn einmal etwas dazwischen kam und sie von einander bleiben mußten, fehlte ihnen beiden etwas.

Eines Abends, da der Herr Nachbar schon Anstalt gemacht zum Weggehen und mit dem Rücken gegen das Fenster gelehnt noch dastand, bemerkt der Zinngießer, daß des Freundes Finger wie spielend sich mit dem Fensterhaken zu thun machen und den untersten öffnen. So auffallend ihm dies Manöver vorkommt, thut er doch, als höre und sehe er nicht, und dreht sich unter einem schicklichen Vorwande gerade um. Da gehts knick, pick; aber der Zinngießer hört nichts und giebt dem Freund Hand und Geleit zur Thür hinaus. Zurückgekehrt, untersucht er das Ding, und siehe da, beide Fensterhaken sind gelöst. „Hm,“ denkt er, „was soll das bedeuten? Willst's abwarten.“

Darauf legt er nach gewohnter Weise die beiden Pfeifen wieder an ihren Platz auf den Tisch, das Licht aber stellt er darunter und deckt es mit einem großen grauen Topfe zu. Er selbst nimmt im Lehnstuhl an der Seite Platz, wartend der Dinge, die da kommen könnten.

Nach einer Stunde hört er draußen an dem Wirbel der Fensterladen drehen, diese zurückschlagen und dann das Fenster öffnen, worauf jemand leise in das Zimmer hereingestiegen kommt. Der Zinngießer besitzt Mäßigung genug, den Herrn Jemand erst ganz vollständig hereinkommen zu lassen. Dann aber nimmt er mit einem Ruck den Topf vom Lichte, macht das Fenster zu, schaut dem Ankömmling ins Gesicht und fragt: „Nun, Nachbar, sollen wir noch eine Pfeife rauchen?“

Starr, wie eine Bildsäule, stand der Nachbar da, keines Wortes mächtig keines Ausblicks. Da faßt ihn der gutherzige Zinngießer bei der Hand und sagte: „Vertrau mir, Nachbar, und sag mir die reine Wahrheit! Warum kommst du so zu mir?“ — Da gingen dem andern Herz und Augen und Stimme auf und schluchzend antwortete er: „Ich wollte dich, guter Mann bestehlen.“

Nun nöthigte ihn der Zinngießer zum Niedersitzen; erkundigte sich nach den Umständen des Nachbarns und streckte ihm zur Stelle ein Kapital, um welches der nächtliche Besucher in drückender Verlegenheit war, zinslos vor. Das Beste aber war dies, daß die beiden nach wie vor in Zinngießers Hause am Markte abendlich zusammensaßen, und der edelmüthige Mann auch nicht ein Wort von diesem nächtlichen Besuch verlautbart hat. Als er längst gestorben, hat der zweite es seinem entschlafenen Freunde schuldig zu sein geglaubt, den Vorfall zu erzählen.

Darf man denn aber, rufst du vielleicht, mein unwilliger Leser, darf man unbesehen trauen? Ist denn nirgends mehr Treu und Glauben zu finden, sondern ganz ausgestorben in der Welt? — O nein! nein! Aber schau, schau! Wahre Freunde sind nicht Allerweltsverkauf.

Ein wilder Bär.

In Amerika wird oft auf eine höchst eigenthümliche Art „Geld gemacht.“ Vor einiger Zeit begab sich ein Wirth in einem kleinen Städtchen am Missouri zu einem Maler, der dort für einige Zeit seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte, und fragte ihn, wie viel er für ein Wirthshauschild verlange, auf dem ein hübscher Bär abgebildet sei. „Bierzig Dollar,“ erwiderte der Maler. „Das ist zu viel,“ sagte der Wirth. „Tom Larkins thut es für 25 Dollars.“ Der Maler besann sich, er wollte nicht, daß sein Concurrent etwas verdiene, und fragte Jenen: „Soll es ein zahmer oder ein wilder Bär sein?“ „Natürlicherweise ein wilder, entgegnete der Wirth. „An einer Kette liegend?“ — „Nein, eine Kette ist unnöthig.“ — „Nun, dann will ich Euch einen wilden Bären ohne Kette für 25 Dollars malen,“ sagte der Künstler mit listigem Lächeln. Der Wirth ging fröhlich nach Hause und erhielt zur bestimmten Zeit das Schild,

auf welchem ein großer brauner Bär abgebildet war, welcher schrecklich wild aussah. Das neue Schild lockte viele Leute an; des Wirthes Fässer wurden leer und seine Taschen voll. Er freute sich täglich über seinen grimmigen Bären und über die Schlaueit, mit welcher er sich denselben verschafft hatte. Einige Zeit darauf, brach Nachts ein furchtbares, von starken Regengüssen begleitetes Gewitter los, welches mehre Stunden tobte. Voll Besorgniß blickte der Wirth des Morgens nach seinem Schilde, um zu sehen, ob sein Bär keinen Schaden genommen. O Schreck! das Schild schwankte noch lustig im frischen Morgenwinde hin und her, aber der Bär war verschwunden. Voll Wuth lief der Wirth zum Maler und überhäufte ihn mit Borswürfen wegen seiner schlechten Sudelei. Der Letztere, welcher den Bären mit Wasserfarbe gemalt hatte, um eine zweite Bestellung auf ein „Delgemälde“ zu erhalten, schaute ruhig von seiner Staffelei auf und fragte den Wirth: „War es ein wilder oder ein zahmer Bär?“ — „Ein wilder.“ — „Lag er an einer Kette?“ — „Rein.“ — „Nun, wie könnt Ihr Euch denn einbilden, daß ein wilder Bär, der nicht an einer Kette lag, in einer solchen Nacht, wie die vorige, nicht weglaufen würde?“ — Der geprellte Wirth mußte gute Miene zum bösen Spiel machen, und um seine Kunden zu behalten, bestellte er für 25 Dollar einen wilden, an einer Kette liegenden Bären, der Sturm und Regen Trotz bieten konnte.

Was bei der ärztlichen Puscherei herauskommt,

d. h. welchen Schaden Derjenige, welcher an sich oder seinen Thieren puscheln läßt, oft erleidet, lehrt uns wieder eine in neuerer Zeit vorgekommene Thatsache.

Frau N. in N. hat ein Paar schöne große Schweine, von denen das eine plötzlich krank wird; die gute und geschickte Frau sucht nun Rath und Hülfe in der Nachbarschaft und endlich wird ihr auch Beides durch Frau A., ebenfalls sehr geschickt, die schon manchmal Saukuren gemacht, in reichem Maße geboten. Dem Schwein soll gleich geholfen werden, so sagte Frau A., holen Sie in der Apotheke für drei Kreuzer weißes Nieswurzelpulver, das geben

wir in einem Gefäß Milch ein, das wird gleich helfen. — Das Pulver wird geholt, in die Milch geschüttet, allein das Eingeben ist schwierig, und es wird endlich beschlossen, das Remedium in ein hölzernes Gefäß auf den Hof zu stellen; die Sau soll aus dem Stall gelassen werden, bei der Bewegung, die sie sich im Hofe macht, wird sie Appetit bekommen, das Mittel freiwillig verzehren und so von aller Krankheit befreit werden. Es geschieht, wie beschlossen, allein der Patient hat keine Lust die Milch mit dem Pulver zu fressen. — Das macht sich nun Alles von selber, sagte Frau A., lassen wir die Sau ruhig gehen, und gehen wir auch.

Mittlerweile wird nun dem Kamerad, allein in seinem Stall, die Zeit zu lang, er rüttelt an der Thür, der Riegel wird locker, entfährt seinem Schluß und ihm lacht die goldne Freiheit. — Dem Gefängniß entsprungen begrüßt die gesunde Sau ihre kranke Gefährtin, sieht sich dann im Hofe um und findet das Gefäß mit Milch. —

Eine Stunde ist verlossen, Frau N. will doch nach ihrem Patienten einmal sehen; er läuft noch mit gesenktem Kopf und schlaffen Ohren im Hofe herum, allein — welcher Schreck — auf dem Miste liegt in den heftigsten Krämpfen das vorher noch gesunde Schwein, die Milch mit dem Pulver ist ausgefressen.

Nach kurzer Zeit war die erst gesunde Sau, welche die Milch mit dem Pulver gefressen hatte, eine Leiche, die ursprünglich kranke erholte sich von selbst wieder.

Der Bären- und der Rosenbäcker.

Wenn ein Bäcker zu München unchristlich verfuhr, und das Brod zu klein machte, wurde er zur Schwemme verurtheilt, an die Rosschwemme hinter St. Peter hinabgeführt, an einem Strick aufgezogen und vor aller Welt ins Wasser getaucht. Wenn einer seine Sünde wiederholte, kam er ums Badrecht.

Nun fanden sich in München zwei Meister, der Bärenbäcker und der Rosenbäcker, und die waren einander spinnenseind und sagte einer vom andern das Böseste; sonderlich that jeder überaus ehrlich in Sachen des Brodes, hezte aber die Leute auf, damit der andere geschwemmt werde. Es fand sich aber lange nichts; denn beide nahmen sich in Acht.

Aber einmal trafs der Bärenbäcker gut; er ließ Anzeige machen und als man zum Rosenbäcker kam, war das Brod wirklich um ein ziemliches zu leicht. Als nun der Rosenbäcker merkte, daß er in der Patsche saß, verlangte er in seinem Grimme, man solle nun auch bei dem Bärenbäcker nachschauen. Das geschah und auch dessen Brod wurde zu leicht befunden. Nun stritten die Beiden darum, wer zuerst die Ehre der Schwemme haben solle. Herzog Christoph in diesem Handel um Rath gefragt, sagte: „Da ist ganz leicht Urtheil zu fällen und kein besserer Entscheid, denn der: die Stadt mische sich nicht in den Handel. Sie haben einander in Worten schlecht gethan und in böser That es sich vorher gleich gemacht. So sollen sie jetzt auch einander strafen und in der Strafe keinen Vorzug haben.“

Da lachte Jedermann. Es wurden Würfel herbei gebracht und die Gegner mußten um den Anfang würfeln. Also mußte der Rosenbäcker, weil er die meisten Augen geworfen, den andern ins Wasser schlenken — und als der Bärenbäcker pudelnas wieder ans Ufer kam, schlenkte er seinen Berufsgenossen.

Und nachher und fürder ließ einer den andern ungeschoren.

Ein guter Rathschluß.

Wenn zwei Ameisen an dem Stamm eines Baumes in Geschäften hinauf und hinabgehen, und sich begegnen, pflegen sie anzuhalten und bei einander stehen zu bleiben, aber nur einen kleinen Augenblick. So waren auch in Nürnberg einmal zwei Frauen, die begegneten einander tagtäglich mit den Fleischkörben im Arm auf dem Platz vor dem Rathhause und blieben dann auch immer bei einander stehen, eine Stunde und darüber, je nachdem sie viel oder wenig auf dem Herzen hatten. Und wenn sie auch dazwischen auseinander sprangen, als wollte der Topf überlaufen, so blieben sie doch meistens auf sechs oder zehn Schritte von einander wieder stehen und plauderten fort, bis sie wieder so nahe beisammen standen, daß ihre Armförsche ausweichen mußten. — Darüber aber betrübte sich der Bürgermeister, der dies böse Exempel tagtäglich vor dem Fenster seiner Amtsstube mit ansehen mußte, und weil er fürchtete, daß dieser Unfug gegen

der Stadt Befehs weiter um sich greifen möchte, lud er den ganzen Rath ein auf eine bestimmte Stunde und sagte zweien Stadtknechten, was sie zu thun hätten. Und als die zwei ehrbaren Frauen des andern Tages wieder beisammen standen und kehrten, wo ihre Thüren nicht waren, und mit ihren Zungen das fremde Korn draschen, und den Flachs des Nächsten durch ihre haarfeinen Hescheln zogen, und dieses und jenes Vögelein rupften, bis keine gute Feder mehr an ihm war, siehe, da kamen die zwei Stadtknechte, ein jeder mit einem rothsaffianen Rathsstuhl. Je weiter sie gingen, desto größer wurde ihr Schweif von Schulkindern und Lehrburschen. Und als sie bei den Weibern angekommen waren, stellten sie ihre Armstühle hin, und richteten eine Empfehlung von Bürgermeister und Rath aus und sagten, die ehrbaren Frauen möchten doch Platz nehmen. Und als sie das sagten, gingen am Rathhaus alle Fenster auf und alle Perücken schauten heraus, die darin waren, das böse Volk der Schreiber gar nicht gerechnet, und die Knaben hinter den Rathsdienern schlugen ein Geschrei auf, dergleichen die alte Reichsstadt bis dahin noch nicht gehört hatte, und gaben den Frauen das Geleite bis vor ihre Häuser. — Die Chronik aber berichtet, das Mittel des Bürgermeisters hätte angeschlagen und die Töchter Jerusalems stellten sich seit der Zeit nicht mehr so oft und so lange zusammen. Ja, sie geht noch weiter und will behaupten, das Mittagessen um zwölf Uhr datire sich von dieser Zeit, wo die Frauen der ehrbaren Bürgerschaft angefangen hätten, das Fleisch eher heimzubringen und an das Feuer zu setzen. Vordem wäre es oft um ein Uhr noch nicht weich gewesen. — Es würde nichts schaden, wenn auch in andern Orten solche Sessel bereit ständen.

Die verhexten Ochsen.

Der Lochmüller Hans Jörg kam vom Acker heim, stellte die Ochsen in den Stall und gab ihnen Futter; aber o weh, es fraß keiner. Sie waren sehr unleidig und Hans Jörg sagte: sie sind eben verhext. Die Lochmüllerin brachte unter Weinen ihre geweihten Sachen herbei und machte einen Rauch. Aber auch dies half nicht. O die bösen Leute, jammerte sie. Schon wurde diese arge Geschichte in der Nachbarschaft ruck-

bar und Franz, ein Wettermann zum Müller, wurde zu Hilfe gerufen.

Franz untersuchte die Sache und sagte gleich lachend: Ha, da ist leicht zu helfen, ihr müßt den Ochsen nur die Maulkörbe herunter nehmen.

Ich bin i bi de Stiera.

Ein Rostknecht kam kürzlich in Ueberlingen zu Birkenmeyer ins Bierhaus, — alles war schon besetzt, nur ein Plätzchen war noch frei unter den Herren; sein Collega, gleichfalls Rostknecht, der ihn schon lange nicht mehr sah, rief ihm zu: Hannesle, wo bist du jetzt? Dieser erwiderte: „Ich bin i bi de Stiera;“ er wollte sagen, er sei nun Stierknecht.

Verschiedene Auffassung.



Banquier (zu einem Dichter). Also Sie wollen meine Tochter heirathen? Was haben Sie denn mitzubringen?

Dichter. Wissen Sie nicht was Göthe sagt:

Wisse, daß die Gunst der Mufen
Unvergängliches verheißt:
Der Gehalt in deinem Busen
Und

Banquier (rasch einfallend). Gehalt im Busen? Was thu' ich damit?! Wenn Sie Gehalt in der Tasche haben, kommen Sie wieder.

Die Schulvisitation.

Bei einer Schulvisitation, die der Erzbischof Fürst von Schwarzenberg in einem böhmischen Dorfe hielt, gab er dem Lehrer auf, seine Kinder in der Geschichte zu examiniren. Der Lehrer richtete sogleich die Frage an einen Knaben: Sag mir, Repomuf, wer hat das Pulver erfunden? Das Pulver? stotterte der Gefragte und wußte die Antwort nicht, doch ein kleiner Nachbar flüsterte ihm zu: Schwarz; da faßte er sich ein Herz und antwortet: Fürst Schwarzenberg. Nein, mein Söhnchen, fiel der Lehrer ein, die Schwarzenbergs sind wohl ein hochberühmtes Geschlecht, aber das Pulver haben sie nicht erfunden. Erst nachdem der Fürst, der über den Vorfall herzlich lachen mußte, die Schule verlassen hatte, fiel's dem Lehrer zentnerschwer auf das Herz, daß er eigentlich seinem Herrn Visitator, ohne es zu wollen, eine Grobheit gesagt habe.

Warum er nicht heirathete.

Frage. Warum hast du denn eigentlich noch nicht geheirathet? — Antwort: Das hätt' ich schon können; hatte auch schon eine Braut, reich und sehr schön. — Fr.: Warum hast du sie denn nicht geheirathet? — Antw.: Im Vertrauen gesagt, sie hatte einen großen Fehler. — Fr.: Aber so sag mir's doch; ich werde ganz neugierig. — Antw.: Na, wenn es denn sein muß — sie wollte mich nicht — da hast'n!

Scharfe Polizei.

Zurück da! schrie beim Thore einer kleinen Stadt ein Polizeidiener, als ein Handwerksbursche eintreten wollte. Der Handwerksbursche fragte verblüfft: warum er ihn denn nicht passieren ließe. Da antwortete der Gestrenge: „Hier darf keiner zum Thor herein, ehe und bevor er sein Wanderbuch auf der Polizei deponirt hat.“ Wo ist denn hier die Polizei? fragte der Handwerksbursche. „Mitten in der Stadt!“ war die Antwort.

Unentbehrlich.

Ein Mannheimer, dem nichts über den Schlaf ging, sagte: „Ich kann Alles entbehren: S'Arbeit und alle annere Strapage, aber de Schlaf nit!“

Ein berühmter Gelehrter.



Mezger. Ei, schön Guten-Morgen, Herr Professor, Freut mich sehr, daß ich endlich einmal die Ehre hab', den Herrn zu sehen, der so viele schöne Bücher schreibt.

Professor (sehr geschmeichelt). O, bitte! — Also Sie kennen meine Bücher?

Mezger. Na ob! Das sollt ich meinen.

Professor. Haben also wohl sehr fleißig darein gelesen?

Mezger. Dos nicht, Herr, ich wickle die Worscht hinein.

Der verstand Englisch.

Die Engländer sind ein tüchtiges Volk und es ist nicht zu verwundern, daß sie etwas auf sich halten und daß ein Jeder mit dem Gedanken austritt: Auch ich bin ein Stück der großen Nation! Aber dabei gibt es sonderbare Käuze unter ihnen, mit denen man ein wenig in ihrer Art und wie sie's verdienen, ungehen muß.

Solches verstand einmal der frühere Dreifönigswirth in Basel. Bei dem logierte sich ein reicher Engländer ein. Abends klingelt er in seinem Zimmer und bald erschien ein dienstbarer Geist in Gestalt eines Kellners. „Ich will die Stiefel ausgezogen haben!“ schnarchte der Engländer. — Ganz recht, sagte der Kellner und wollte ans Werk. — Aber der Engländer sagte: „Sind Sieder Herr des Hauses?“ — Nein, war die Antwort. — „Dann kann ich Sie nicht brauchen; der Herr muß sie ausziehen.“ Und damit konnte der Kellner wieder gehen.

Der Engländer schellte wieder und es kam der zweite Kellner. — „Ich will die Stiefeln

ausgezogen haben! Sind Sie der Herr des Hauses?“ — Nein. — „Dann können Sie wieder gehen.“ — Der Engländer schellte zum drittenmal. Der Oberkellner erschien. Auf die gleiche Frage erhielt der Gast dieselbe Antwort. — Endlich kam der Gasthofsbesitzer, Herr M., selbst, biß in den sauern Apfel und zog dem Eigensinn die Stiefeln aus.

Jetzt war der Engländer zufrieden. Als er abreisen wollte, forderte er seine Rechnung. Die war ganz raisonabel gestellt, was Speise und Trank, Bedienung und Herberge betraf. Nur hintennach folgte ein Notabene: „Hundert Hünfs-fraukenthaler für's Stiefelausziehen.“ Da fluchte und tobte der Engländer, nannte das unverschämt, warf das Geld für den ersten Theil der Rechnung und ein Paar Thaler für den zweiten auf den Tisch und wollte abreisen. Aber der Dreifönigswirth war darauf vorbereitet. Entweder Sie bezahlen, Herr Engländer, oder ich lege Beschlag auf Wagen, Pferd und Koffer.

Die Sache kam vor Gericht. Der Dreifönigswirth erklärte, für das Stiefelausziehen sei keine

Taxe vorgeschrieben; er könne sie also stellen wie er wolle. Zudem wäre sein Haus, in dem große englische Herrschaften logirten, in deren Augen beschimpft und verschrien, wenn sie hörten, der Dreikönigsgasthofbesitzer in Basel habe einem englischen Halbnarren um ein Bagatell mit eigener Hand die Stiefeln ausgezogen. — Genug. Das Gericht sprach dem Dreikönigswirth aus guten Gründen die hundert Fünffranckenthaler zu und der Engländer bezahlte sie mit dem Gedanken, er habe seinen Meister gefunden.

Eine verhängnisvolle Spazierfahrt.

Es wollten einmal ein Paar Herren von so und so eine Spazierfahrt machen nach der nahen Stadt oder noch weiter, und fuhren Nachmittags vom Hause fort. Sie hatten, wie sich das von selbst versteht, denn es waren zwei vornehme Herren, nicht von dem Schlag des Wanderers, der froh ist, wenn er unter Umständen einen ganz ordinären Klepper bekommt, weil schlecht gefahren denn doch besser ist, als gut gelaufen, — sie hatten also einen stattlichen Einspanner, und einen scharfen Gaul davor, dem man's ansehen konnte, daß er mehr Hafer bekam, als manches Halbbugend Kinder Brot. Schon lag die Nacht auf Feld und Wald, als sie sich wieder auf den Heimweg machten. Als sie nun eine Strecke weit gefahren waren so bedeckte sich plötzlich der Himmel mit schwarzen Wetterwolken, und machte die Nacht noch schwärzer, und dazwischen fuhren zuckende Blitze und trachten gewaltige Donnerschläge, — daß den beiden Reisenden im Einspanner Hören und Sehen verging, und sie in stiller Ergebung in ihr Schicksal ihr Loos unserm Herrgott und ihrem Gaul anheimstellten.

Es scheint aber, daß es diesem ging, wie seinen beiden Herren, und daß auch ihn die immerwährenden Blitze, welche wieder mit pechschwarzer Finsterniß wechselten, etwas aus der Fassung und dem Wege brachten. Kurz und gut, oder vielmehr kurz und schlecht — auf einmal macht die ganze Gesellschaft, Kutsche und Gaul und unsere beiden Plästrreisenden einen unwillkürlichen, natürlich sehr überraschenden Purzelbaum in den Straßengraben, und nehmen damit auch zugleich gelegentlich ein unentgeltliches Bad. — Doch mochte dieses unsern bei-

den Reisenden nicht recht behagen, denn sie hatten sich bald wieder aus ihrer unangenehmen Lage herausgearbeitet und standen wieder, wenn auch nicht trockenen Fußes, doch mit heiler Haut und geraden Knochen am Ufer. Daß der Wagen nicht wie sie von selber aufstand, fanden sie ganz in der Ordnung, aber daß der Gaul immer noch im Graben strampfte und schwaderte, das wollte ihnen nicht recht gefallen.

Also an den Gaul. Nacht war's, der Regen sparte seine Bescheerung auch nicht, und so war es wirklich eine riesenhafte Arbeit für unsere Verunglückten, das arme Rosß wieder auf die Beine zu bringen. Als das stand, so wurde der Wagen eben so mühsam wieder aufgerichtet, und nachdem man sich überzeugt, daß das Fuhrwerk noch in Ordnung, sollte der Gaul wieder eingespannt werden, denn sie hatten ihn begreiflicherweise beim Aufrichten ausgespannt. Aber, o weh, der arme Teufel ist schlechter bei der Geschichte davongekommen, als seine Herrn, er hinkt, und sie mögen ihn drehen und führen wie sie wollen, er steht nur auf einem Hinterbein, und hüpfst mühsam auf seinen drei Beinen vorwärts, er hat das eine Hinterbein gebrochen, morsch entzwei gebrochen. Jetzt freilich ist guter Rath theuer. Doch, ein geschickter Mann ist damit nicht in Verlegenheit. Der Wagen steht gut, er wird wohl nicht von selber davon laufen, und in solcher Nacht läuft Niemand auf der Straße herum, um verlorne Schätze zu suchen.

Also nehmen die beiden Reisenden den armen verunglückten Gaul rechts und links am Zügel, drehen ihn herum, und schreiten, trotz Blitz und Regen in aller Gemüthlichkeit neben ihm her, zurück zu dem vor einer halben Stunde verlassenen Stadthore, und wenn unterwegs das Rosß zuckte und ruckte, daß ihm das Zucken und Rucken und Reissen nicht nur durch den Leib, sondern durch das ganze Lederwerk ging, so seufzten sie und sagten: „Er muß arge Schmerzen haben.“ So kamen sie denn endlich nach einer wohlbestandenen Geduldsprobe an das Thor der Stadt, klopfen so kräftig um Einlaß, daß der Thorswärter drinnen aus schweren Träumen aufsprang, jählings aus dem Lehnstuhl aufsprang, in dem er, als auf seinem Posten, süß entschlummert war und endlich mit der Laterne in der Hand schlafrunken und taumelnd das schwere Thor

öffnete. — Was wollt ihr noch mit dem Ross herein? — Wir haben draussen umgeworfen und das Ross ist dabei schlimm weggekommen und hat das Bein gebrochen.

Der Thorwärter aber will doch auch das gebrochene Bein betrachten, zündet mit der Laterne hin, und, — o Wunder über Wunder, das Bein ist ganz oben am Bauch und steckt mit dem Haken des Hufes in einem Riemen des Lederswerks. Wie der Thorwärter lachend den armen Fuß aus seiner Gefangenschaft erlöst hat, so steht das Thier wieder ganz lustig und munter auf seinen vier Beinen, und wiehert vor Freude, daß es so schnell vom gebrochenen Bein curirt ist. Die beiden Reisenden aber machten nach also glücklich vollbrachter Kur wieder rechtsüm, trabten nun etwas schneller als vorher ihrem verlassenen Wagen zu, und fuhren unter allerlei Gedanken nach Hause. Zwar sollte die Geschichte verborgen bleiben, aber der Wanderer kann sich nicht enthalten, solche dem lieben Leser wahrheitsgetreu zu berichten, Jedermänniglich zu Nutz und Frommen und den beiden Reisenden zu dankbarer Erinnerung an den glücklich curirten Beinbruch ihres Rosses.

Kaufmännische Empfehlung.



Er. Sonst befehlen Sie nichts?

Sie. Nein.

Er. Empfehle mich gehorsamst und kommen Sie hübsch wieder.

Ein Büchsenmacher

einer bekannten Stadt am Bodensee, den die Arbeitslust nicht sonderlich quälte, schrieb einst

an die zu ebener Erde befindliche Thür seines Arbeitslokals: „Ueber diesen Winter arbeitet man oben.“ Ein Witzling der vorbei ging und diesen Anschlag las, schrieb noch weiter dazu: „und unten nicht;“ und so entstand die richtigere Bezeichnung dieses fleißigen Handwerkers: „Ueber diesen Winter arbeitet man oben und unten nicht.“

Gedenket der Armen.

Ein angesehenener und reicher Kaufmann in Hamburg hatte eine Gesellschaft von ungefähr dreißig Personen zu einem Mittagsmahl eingeladen. Die Gattin desselben wollte ihre Gäste auch mit Forellen bewirthen: sie konnte aber das Stück nicht wohlfeiler als für einen Dukaten erhalten, und daher fragte sie ihren Mann, ob sie einen so großen Aufwand machen sollte oder nicht? Der vernünftige Mann gab diesen Bescheid: „Es ist wahr, wir könnten, ohne uns eben dadurch wehe zu thun, diese Verschwendung begehen; aber sie scheint mir dessen ungeachtet sündlich zu sein, die Forellen mögen also wegbleiben. Und die Summe, die dazu erfordert würde, will ich auf eine nützlichere Weise anwenden.“

An dem Tage, da das Gastmahl gegeben wurde, legte der Kaufmann in die Schüssel, worin die Forellen gelegt worden wären, dreißig Dukaten, und lies solche eben so, als wenn Fische darin lägen und warm gehalten werden sollten, mit einer Serviette bedecken, und auf die Tafel setzen. Als die Speisen-Rangordnung an die Fische kam, sprach der kluge und menschenfreundliche Wirth zu seinen Gästen ungefähr folgende Worte: „Meine Frau wollte Ihnen zwar Forellen vorsetzen, aber für die dreißig Stücke, welche erforderlich gewesen wären, sollten dreißig Dukaten bezahlt werden. Dieser Aufwand nun schien mir sündlich zu sein. Damit es aber nicht das Ansehen gewinne, als ob nur der Geiz diesen Gewissensscrupel erzeugt habe, so sind hier die dreißig Dukaten in dieser Schüssel. Und ich bitte, daß jeder meiner werthen Gäste sich gefallen lasse, Einen davon zu nehmen, und ihn einem bekannten würdigen Armen zu geben.“

„Und damit,“ erwiderte einer der Gäste, „noch mehrere Armen erquickt werden können, so mag jeder von uns den Dukaten, den er vielleicht auch für eine Forelle ausgegeben hätte, dazu legen.“



Höre einmal, wie es einem französischen Polizeimann ergangen ist.

In der Nähe von Strassburg war einmal ein Jäger auf der Birsch, und erlegte ein allerliebste Häschen. Das Langohr einsteckend, geht er weiter. Plötzlich jedoch bemerkt er, daß ihm ein französischer Polizeimann gewaltig nachsetzt, und immer ruft: „halt.“

Je lauter unser Schufer ruft, desto schneller der Jäger springt und endlich noch längst außer Schußweite den Wald erreicht. Unser Jägermann weiß nichts Eiligeres zu thun, als schleunigst einen hohen Baum zu ersteigen. Oben angekommen, setzte er sich ruhig auf einen Ast, nimmt sein Speckli, Brod und Schnäppli heraus und thut sich gütiglich. — Freund Schufer kommt außer Athem an, und freuet sich auf seinen Fang. — Vergebens ruft er ihn an. Will ein Gespräch in Güte anfangen und spekulirt, was zu merken ist, nur auf die Jagdkarte, ohne welche jeder Jägermann, wie bei uns, so auch in Frankreich angetroffen, eine ansehnliche Geldbuße bezahlen muß.

Der Polizeimann flucht, tobt, stampft den Boden, erhält aber keine Antwort.

Jägermann sieht ernsthaft zu, speißt mit dem größten Appetit fort und bekümmert sich nicht um das, was unter ihm vorgeht. Endlich versucht unser Polizeimann sein Glück auf eine andere Weise zu machen; er denkt: Ist der hinauf gekommen, so komme ich auch hinauf, und probirt's. Er umklammert den Baum, setzt

Nichter. Wie? Sie wollen noch läugnen — Sie wurden ja auf der That ertappt.

Angeklagter. Ertappt wurde ich allerdings — aber nicht beim Stehlen — ich bin dramatischer Darsteller und als solcher benützte ich meine freie Zeit den Carl Moor (Räuberhauptmann) einzustudiren.

an, traktirt seine Hosen, seine Weste und Stiefel gehörig, aber es geht nicht. Nach seiner Büchse greifend fordert er endlich, um was es sich eigentlich handelt, die Jagdkarte, und droht zu schießen, wenn er nicht Folge leiße.

Jägermann langt gemüthlich in seine Tasche und zieht die Jagdkarte heraus, an welcher sich nichts aussetzen läßt. Schufer war ganz verplüfft und sagte, warum er denn so eilig fortgesprungen und auf diesen Baum geklettert sei; worauf Jägermann erwiderte: Er pflege von jeher sein Zehnuhrbrod auf einem Baume zu verspeisen. —

Schufer zieht mit langer Nase und abgesetzten Hosen ab, denkend, wenn nur der Kalendermacher nichts von diesem verfluchten Streiche erfahre. —

Wie der Schmeli s'Häberli gibt.

Zzig. Häst im Schmeli s'Häberli gegibe!
Schmeli. Jo, i hab ihm's gegibe.

Zzig. Häst ihm au viel gegibe?

Schmeli. Jo, i hab ihm viel gegibe.

Zzig. Häst ihm nit folle so viel gibe!

Schmeli. Nu, i hab ihm nit so viel gegibe!

Zzig. Nu, du häst ihm folle gar keins gibe!

Schmeli. Nu, i hab ihm gar keins gegibe!

Salmeli und Isäckli.

Isäckli. Salmeli, schläfst scho?

Salmeli. Nä, i schläf no nitt.

Isäckli. Nu, du könntest mer zeh'n Guld i leibe!

Salmeli. Nu, i schläf scho.

Ein ABC für Landleute.

Als rechter Landmann wird erkannt,
Der selbst nimmt Hack und Pflug zur Hand.

Bei Ordnung und bei Reinlichkeit
Das Vieh nochmals so gut gedehlt.

Credit thut auch dem Landmann noth,
D'rum halt dein Wort wie ein Gebot.

Der Bauer bleib' ein Bauersmann,
Nicht zieh' er seib'ne Hosen an.

Ein kluger Landmann nur verzehrt,
So viel als ihm sein Pflug bescheert.

Fern von der Städte Schimmerglanz
Erblüth des Glückes schönster Kranz.

Geh' auf den Acker spät und früh,
Er lohnt dir reichlich deine Müh'!

Hast du auf Zinsen auch kein Geld,
Doch trägt dir reichen Zins dein Feld.

Jedwedes Hälmschen macht zu Mist,
Wer nur ein rechter Landmann ist.

Kannst du als Landmann nicht besieh'n,
Wird's anderweit noch schlimmer geh'n.

Laß dir's gesagt sein früh und spät:
Beim Schlendrian zurück es geht.

Mit einem Mann geht's vorwärts nicht,
Der niemals gern mit Gleichen spricht.

Nennt Deconom der Bauer sich,
Dann geht es rückwärts sicherlich.

Oft stünd in Haus und Feld es gut,
Wenn nur nicht fehlen würd' der Muth.

Pflanz' überall Bäume für und für,
Die Nachwelt noch wird's danken dir!

Quacksalber trifft man überall,
Beim Landmann oft in Feld und Stall.

Reich ist der Landmann, dem es g'nügt
An Jenem, was er sich erpflügt.

Stellt sich bei dir Hans Unseiß ein,
Schnell wird's um dich gesehen sein.

Tritt schein von Lotterien zurück,
Im Boden ruht des Landmanns Glück!

Und sei der Bauernstand auch schwer'
So lohnt er doch mit Glück und Ehr'!

Vor schlechtem Samen, schlechter Frucht,
Halt streng in Stall und Stube Zucht!

Willst du nicht deinen Acker bau'n,
Wirst du darauf nur Unkraut schau'n.

X für ein U soll nie man seh'n,
Das heißt: mach nie aus fünf du zeh'n!

Y trifft nicht viel man an,
Werd' nie dem Fremden unterthan.

Zur Zeit der Erndte sammle ein,
Der Herbst thut nie zu lang erfreu'n!

Maasß und Ziel.

Ein dreifacher Trunk ist erlaubt: der „Nothtrunk“, der dir den Durst löscht, der „Gesundtrunk“, davon Paulus sagt: Brauche ein wenig Weins um deines Magens willen; und der seltene „Freudentrunk“, davon Salomo sagt: Trinke deinen Wein mit Muth! — Jeder Trunk aber, der darüber geschieht, beschweret das Herz. Setze darum die Trinklust nie auf den Stuhl der Gewohnheit oder gar auf den Stuhl der Ehren, sonst machst du sie zur Mutter des Lasters, und dieses Kind verschlingt dich sammt der Mutter.

Alles nach dem Gewicht.

In manchen Kornhäusern und auf den Märkten verkauft und kauft man jetzt nicht mehr, wie früher, nach dem Maasß, sondern nach dem Gewicht, und meint etwas Neues eingeführt zu haben. Ist nicht wahr. In Herat, einer großen Stadt in Persien, ist solches eine alte Gewohnheit, und dort ist man sogar nach dem Gewicht. Nämlich es ist diese Stadt von schönen Obstgärten umgeben. Will nun Jemand, der keinen eigenen Obstwachs besitzt, sich an den köstlichen Baumsrüchten erlaben, so geht er zu einem Obstgärtner, wird am Thore gewogen, ist sich satt, wird beim Fortgehen wieder gewogen und nach dem Befund wird ihm vom Eigenthümer die Zeche gemacht.

Hunds - Zeche.

Wenn mancher für einen armen Nebenmenschen jährlich 5 oder 10 fl. Steuern müßte, würde er sich öfters ungemein bestimmen; aber für einen Hund reut es ihn nicht, obschon ein solcher Vierfüßler durch Abgabe, Halsband, Fütterung, Doctor und Apotheke hoch genug kommt. Also reiste auch einmal ein Hundeliebhaber von Paris nach Orleans per Eisenbahn und nahm natürlich seinen Kameraden, den Vello, mit. Wie der Herr wieder nach Paris zurück will und

im Ghsaale des Bahnhofes noch eine Herzstärkung nimmt, ist der Hund mittlerweile eingeschlafen. Es pfeift; der Herr kann kaum noch die Zechen bezahlen, denn der Dampf ist ungeduldig. Der Hund schläft fort und bleibt zurück. Während der Fahrt vermißt der Herr bald seinen Hund; der Telegraph wird bei der nächsten Station in Bewegung gesetzt: man soll sogleich den Hund nachschicken. Aber statt des Hundes empfängt der Herr eine Rechnung von 45 Frk. Nämlich es sei der Hund in dem Ghsaale eingetroffen: 1) 15 Pfund Kalbfleisch zu Koteletten; 2) zwei Lyonerwürste; 3) einen Schinken und noch eine Menge Backwerk zum Nachtisch. Item der Hund war groß, die Rechnung nicht klein und das Gesicht des Herrn ziemlich lang.

Schwabenstreich.

Bei Ulm, in einem guten schwäbischen Dorfe, wo man gar gute Wecken zu backen versteht, hatte nach einer mildthätigen Stiftung der Dorfschulz oder Gemeindevorsteher einen Wecken täglich zu genießen. Er hatte aber die Wahl, denselben in Kaffe zu tunken, oder in die Tasche zu stecken zum Frühstück, oder er konnte sie nach etlichen Tagen in eine Flasche Bier umwandeln und zu dem braunen Getränk sagen: Du sollst für heute Wecken heißen! — Kurz, er genoß seinen Wecken viele Jahre lang, hielt die Stiftungs-urkunde in guter Verwahrung und behütete sie, wie seinen Augapfel, und hielt den Stifter in großen Ehren. — Eines Tages aber kommt ein neuer, junger Amtmann, und derselbe untersuchte auch das Gemeindearchiv, allerlei Rechnungen, sah auch eines Morgens den Schulzen seinen schönen Wecken essen, hörte von der Stiftung, und da ihm dieselbe für unsere Zeit wunderbarlich vorkam, begehrte er die Urkunde mit seinen vier eigenen Augen zu sehen; denn er trug eine Brille. — Der Schulz holte das Instrument hervor, breitete das kostbare Papier feierlich aus und sagt: „Hier, Herr Amtmann, leset.“ „Zweihundert Gulden, deren jährliche Zinsen einzig und allein zu Schulzwecken verwendet werden sollen.“ Da begann der Amtmann ganz unmäßig zu lachen und rief: „Ja, lieber Herr Schulz! Ihr leset dieses zu Schulzwecken,“ während es in der Wirklichkeit gele-

sen werden sollte: „zu Schulzwecken.“ — Da fuhr der Schulz auf und rief: „Herr Amtmann! Ein Jeder liest, wie er es versteht, und wie es ihm am vernünftigsten scheint. Auf die Art, wie ich es gelesen, hab' ich mich immer gut befunden und hoffe, dabei bleiben zu können.“

Merke: Wenn das ein Schwabenstreich sein soll, ist Aehnliches doch schon oft auch anderswo vorgekommen, daß die Leute der neuen Zeit ganz etwas Anderes in alten Stiftungs-urkunden lesen wollen, als im Grunde darin steht.

Der todte Grenadier.

Ein alter, braver Grenadier,

Der gleich gut saß und lag, fiel einst im Handgemenge. Zween Freunde trugen ihn zerfleischt aus dem Gebränge.

„Sagt, Kinder, ist er todt?“ frug sie ein Officier. —

„Ja wohl!“ versteht das Paar mit schweren Athemzügen. —

„Ei was, ich lebe noch!“ brummt hier der arme Wicht. —

„Ach!“ rief der eine Freund, „Herr Hauptmann, glaubt ihm nicht;

Er that sein Tage nichts als lügen.“

Nützliche Mittel.

1. Das Sauerwerden der Milch, — welches so häufig im Sommer vorkommt, läßt sich heben, wenn man der Milch nur etwas kohlen-saures Natron (gerelnigte Soda) beisetzt. Eine Messerspiße voll reicht für ein Maas Milch hin. Das Mittel theilt der Milch durchaus keinen Beigeschmack mit.

2. Raupenvertilgung. Ein Gärtner zu Glasgow empfiehlt sehr ein zufällig entdecktes Mittel gegen die Raupen, welches sehr unschädlich und leicht zu versuchen ist: wollene Lappen werden auf Bäume und Büsche gesteckt, die Raupen suchen sich unter den Lappen Zufluchtsörter und können des Morgens zu Tausenden weggenommen und getödtet werden.

3. Tinte vor Schimmel zu bewahren. Ein vortreffliches Mittel dagegen ist Kreosot, von dem ein Tropfen in die Tinte geschüttet, genügt, um das Schimmeln zu verhüten.

Auflösung der Nächstel.

1. Den Ueberschuß.
2. Den Hemmschuß.
3. Wann es gestoren ist.
4. Der Augapfel.